*Heidemarie Salevsky: Translationswissenschaft. Ein Kompendium. Unter Mitarbeit von Ina Müller und Bernd Salevsky. Frankfurt Main: Peter Lang 2002, 660 S., ISBN 3631314132*

*Willy Sanders: Gutes Deutsch. Stil nach allen Regeln der Kunst. München: Verlag C.H. Beck, 2002, 189 S., ISBN 3406476317*

Weltgeschichte lebt von der Kenntnis fremder Sprachen und der eigenen Mundart, kurzum vom Übersetzen. Wie stand es darum an der Karl-Marx-Universität? Wer dort in Leipzig zum Beispiel Arabistik und Ökonomie studierte, erlernte eine Sprache des Orients und drei europäische Sprachen. Dabei hatte Russisch die Stelle der zweiten orientalischen Sprache ersetzt, wie sie vor 1945 geboten war. Manche füllten die Lücke eigenständig, etwa durch Hebräisch. Doch der Akzent in jener Fächerkombination lag nicht nur in den 70er Jahren auf der Arabischausbildung. Sie hatte in den ersten vier Semestern mit zwei vollen dafür genutzten Wochentagen viel mit dem Training von Dolmetschern gemein.

Studierende gingen ab fünftem Semester zu Dolmetscheinsätzen. Zwar gab es eine große Nachfrage, doch lief dies an der Wende zu den 80er Jahren kaum im Nahen Orient ab, sondern „hinter der Mauer“ bei der Betreuung von Delegationen und Parteikongressen. Mithin kamen die Anfänger in das Vergnügen, sich vom Start einer so genannten Nullsprache her, bei der es weder Vorkenntnis noch Verwandschaft zur Ausgangsprache gab, öffentlich artikulieren zu dürfen.

Solche Gelegenheiten waren meist politischer, ökonomischer und kultureller Art. Darauf zielte das Lehrbuch von Günther Krahl, Wolfgang Reuschel und Abed Samarraie 1974 ab, das Eckehard Schulz und Monem Jumaili gut zwei Jahrzehnte später bei Langenscheidt in neuer Ausgabe weiter entwickelt haben. Sprachmuster im modernen Hocharabisch waren und sind gefragt: Die Mediensprache, weniger die klassische Sprache des Korans, obzwar alles auf ihr beruht, vor allem schöne Regeln und Ausnahmen der Grammatik. So erlebten manche der Studierenden ihre Feuertaufe auf der Leipziger Messe oder auf dem Flughafen Schönefeld mit Nagelproben im Alltagswortschatz wie die Beschreibung des Inhaltes eines vermissten Koffers.

Bis zum fünften Studienjahr professionalisierten sich Studierende auf ihren Einsätzen, so im Lauscha der Glasbläser, im Klingenthaler Musikinstrumentemuseum, in Werner Tübkes Monument des Bauernkriegs, im Dresdner Zwinger, bei Nachtwäsche-Modenschauen von Adam und Eva bis zur Minne in sächsischen Textilfirmen, bei Skispringern Oberhofs, am Brandenburger Tor (vor der weißen Mauerseite), auf Berlins Fernsehturm, auf Empfängen und in Windmühlen an der Ostsee.

Einen Arabisten, einst zehn Semestern entronnen, aber weiter als dolmetschender Betreuer gefragt, sah man gar für den Außenminister und den Generalsekretär der Arabischen Liga sowie beim Empfang Erich Honeckers für Michail Gorbatschow übersetzen, Russisch-Arabisch. Sicher, diese Reden waren, von Witzen und Smalltalk abgesehen, vorgestanzt. Studierende haben aber auch schriftlich übersetzt, vom Gästebuch über den Kaufvertrag einer Sternwarte bis zur Konferenzrede. Intuitiv wählten sie Übersetzungsmethoden aus. Welche? Heidemarie Salevsky, die dies an Magdeburgs Hochschule lehrt, stellt allgemeine und spezielle Translationstheorien anhand europäischer Sprachen dar.

Gewiss, Leipzigs Arabistik gedieh modern, aber ihre Grundidee war nicht neu, denn als sie Johann Jakob Reiske 1748 begründete, war sie nicht minder philologisch angelegt. Mit dem Unterschied, dass die Lernenden bis zur zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts bald in den Basar eingetaucht waren, um sich einzuhören und zu erproben. Freilich gab es immer Sonderlinge, die diese Grunderfahrung mieden und dem Orient entsagten. Neu an Leipzigs Arabistik war die vielseitige Ausrichtung für die Zwecke einer modernen Kommunikation, obgleich das wegen der Abschottung für im Inland wirkende Studierende einer grotesken Trockenübung glich: Ohne „sprachlichen Urknall“ in der Hochsprache zu übersetzen, ohne im eigentlichen Sprachraum die Alltagssprache mit den dialektalen Varianten praktiziert zu haben.

Wer nach dem Studium im Fach blieb, stand weiterhin vor dieser Herausforderung. Drei Beispiele mögen dieses Spektrum erhellen, zu dem Heidemarie Salevskys Werk hilfreiche Übersichten liefert. Dresdens Unternehmer Otto Lindemann ging im Jahr des deutschen Gründerkraches als Baumwollhändler nach Alexandria. Sein Sohn und Nachfolger Hugo Lindemann sprach daher Arabisch so gut, dass er, wohl noch vor 1914, Goethes Erlkönig in den ägyptischen Dialekt übersetzt hat. Mir liegt die von Georg Krotkoff (Mitte der 70er Jahre Autor von Langenscheidts Taschenwörterbuch Arabisch) entdeckte und überprüfte Fassung vor. Wie wäre dies theoretisch einzuordnen? Zumal die poetischen Traditionen in der Ausgangs- und Zielsprache verschieden sind; man stelle sich nur die Rückübersetzung vor. Antworten gibt Salevskys Kapitel sechs zu den Lyrikübertragungen von Herder über Goethe bis Shakespeare. Allerdings erweisen ihre dargestellten sprachenpaarspezifischen Probleme Englisch-Deutsch, dass ein solches Kompendium, wenn nicht gar für semitische Sprachen, so doch zumindest für das Arabische allerhand Abwandlungen und Eigenheiten haben würde.

---

Kriegsfolgen trafen auch die Firma Hugo Lindemanns. Doch erholte sich sein 1906 etabliertes Baumwollhaus allmählich, so daß er, Mitglied des Vorstandes der Deutschen Orient-Bank AG, seit 1926 wieder Inhaber der Firma Lindemann & Co. Upper and Lower Egypt Cotton Trading Co. war. Hierzu schildert der Arabist Georg Krotkoff eine Episode[24]:

***Aus dem Brief von Georg Krotkoff, Baltimore, 24. Juli 1994:*** **Während meines Aufenthalts als Deutschlektor in Kairo 1951 bis 1955 besuchte ich oft die Buchantiquare am Ezbekiyegarten, die ähnlich den *bouquinistes* an der Seine in Paris ihre Ware am eisernen Gitterzaun zur Schau stellen. In einem von mir erstandenen Buch fand sich der Durchschlag eines maschinegetippten Gedichtes mit dem Namen Hugo Lindemann, Alexandrien. Das Gedicht war eine recht gut gelungene, wenn auch total unfachmännisch transkribierte, Übersetzung des Goetheschen Erlkönigs in den ägyptisch-arabischen Dialekt. Das Interessante dabei ist natürlich nicht so sehr der linguistische Aspekt, sondern die Tatsache, daß ein deutscher Finanzmann und Unternehmer sich genügend mit der lokalen Sprache und dem Volkstum befreundete, um eine solche Übersetzung zuwege zu bringen.**

Johann Wolfgang von Goethe *Der Erlkönig* übersetzt von Hugo Lindemann

**Min erkab al hossan fil lel wa fil hawa**
**El abu wa ebnu el etnen sawa sawa.**
**El Abu esmu Ahmed wa el ebn esmu Nasr**
**Jigu min be-id min balad el Masr.**

**Chabarè, ja ebni enta chaif min èh?**
**Matschuffsch ja abuja el ragel elli ge?**
**Hessu tamam zei l'afrit zei'l schitan**
**Matchafsch ja walad enta ghaltan.**

**Taale, Taale wujai fil bet, ja ebn**
**Nedilak Halawa wa labn wa gibn**
**fi ummi henàk wa andaha uddini**
**Filus ketir etla mied alfe gini.**

**El Afrit itkelman dilwakt jassalàhm**
**Matesmachsch ja abuja zei jamil kalàam?**
**Esskut, ja homar, bass, Matechtischisch**
**El hawa jamal zei di fil haschisch.**

**Ja ebni taalae taale henàk**
**Fi banat t'amilu fantasia wajàk**
**Tib'a ala kèfak mabsud sei fil gene**
**Wa tischrib nebid wa duchan kul'el sene.**

**Wa matschufsch henàk fil madrach be-id**
**Matschufsch ja abuja banat el afrit?**
**Tigless ja ahbel iamilni maruf**
**Di el nahl fil gabal elli t'schuf**

**Ana ahèbak, enta kwais zei el nur**
**Esakan muschais tigi emzikak bi zur.**
**Ja abuja, ja abuja, dilwakti chalàs,**
**El afrit darabni wa kassarni el ras.**

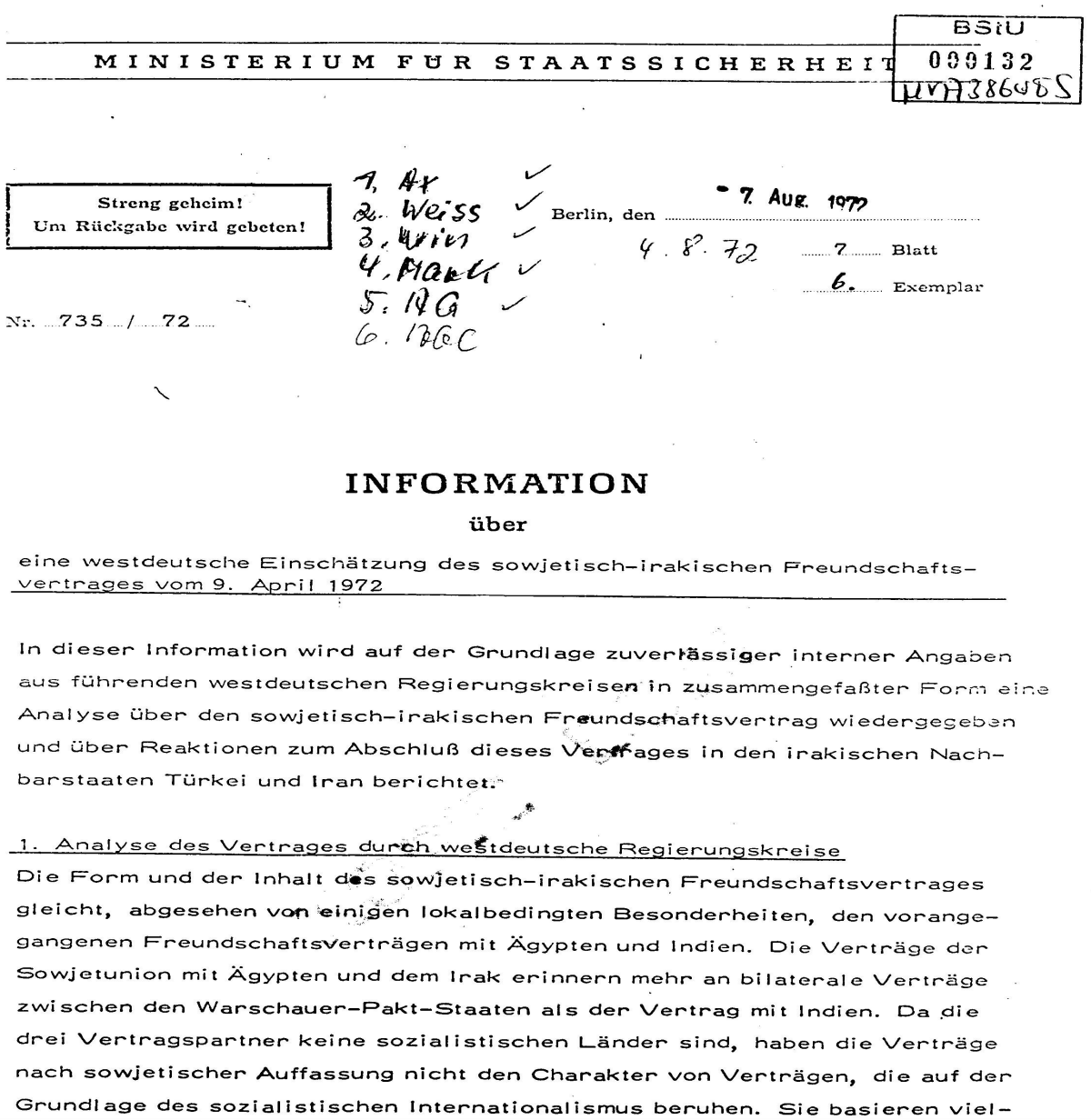
**El abu, hua chaif fil galbu chur**
**Wa'l hossan b'imschi gawam zai'l wabur**
**Inzilu fil balad el ethnin mabàd**
**Balasch, el waled, meskin, hua maht.**



Textauszug aus: Wolfgang G. Schwanitz: Deutsche in Nahost: 1946-1965. Frankfurt a.M.: Hänsel-Hohenhausen Verlag 1998, Bd. I, S. 232.

Das Beispiel zwei. Heute sind im Bundesarchiv viele deutsch-arabische Dokumente und Vertragstexte. Für die Ära nach 1945 liegt ihr übersetzungstechnischer Schlüssel in einem mehrsprachigen politischen Code: Abgesehen vom obwaltenden arabischen Zeitgeist, sind Kenntnisse der Ideologien des Kalten Kriegs und des Russischen geboten, gab es doch so manche Interferenzen aus „Freundschaftsverträgen" der UdSSR mit Entwicklungsländern, die bei den ostdeutschen Abkommen Pate standen. Im Ernstfall, so verbriefte ein sowjetisch-irakischer Vertrag 1972, konsultieren sich die Seiten (etwa *concert their positions*): Wie einst Bernard Lewis aufzeigte, weichen das russische *soglasovanie svoikh pozitsii* und das arabische *tansiq mauqifayhima* voneinander ab, ersteres ist unverbindlicher, letzteres auch im osmanischen Türkisch autoritärer gefärbt.

Konsultiert man zu solchen Texten parallele Bonner Analysen, die ostdeutsche Geheimdienste besorgt haben, lautete die *worst-case*-Interpretation der NATO zu dieser Passage: Anders als Verträge mit Indien und Ägypten, löse dieser Vertrag mit Irak schon bei der Bedrohung einer Seite den Mechanismus der Konsultation mit der Koordinationsklausel aus. Nimmt man Hans G. Hönigs idealtypisches Modell des Übersetzungsprozesses", wie ihn das Kompendium nun vorstellt, so folgte die russisch-arabische Fehlübersetzung aus einer mentalen Divergenz; und deren eben berührte Bonner Ausdeutung der einst typischen westdeutschen Vorbefasstheit. Diese mehrseitigen Sprachanalysen sind auch bei Bonner Beobachtungen über ostdeutsche Einflüsse im Süden Jemens erforderlich.



---

MINISTERIUM FÜR STAATSSICHERHEIT

BStU 000132 MV7386485

Streng geheim!
Um Rückgabe wird gebeten!

1. Ax ✓
2. Weiss ✓
3. Wien ✓
4. Mark ✓
5. AG ✓
6. IAC

Berlin, den 7. Aug. 1972

4. 8. 72

7 Blatt

6. Exemplar

Nr. 735 / 72

# INFORMATION

über

eine westdeutsche Einschätzung des sowjetisch-irakischen Freundschaftsvertrages vom 9. April 1972

In dieser Information wird auf der Grundlage zuverlässiger interner Angaben aus führenden westdeutschen Regierungskreisen in zusammengefaßter Form eine Analyse über den sowjetisch-irakischen Freundschaftsvertrag wiedergegeben und über Reaktionen zum Abschluß dieses Vertrages in den irakischen Nachbarstaaten Türkei und Iran berichtet.

1. Analyse des Vertrages durch westdeutsche Regierungskreise

Die Form und der Inhalt des sowjetisch-irakischen Freundschaftsvertrages gleicht, abgesehen von einigen lokalbedingten Besonderheiten, den vorangegangenen Freundschaftsverträgen mit Ägypten und Indien. Die Verträge der Sowjetunion mit Ägypten und dem Irak erinnern mehr an bilaterale Verträge zwischen den Warschauer-Pakt-Staaten als der Vertrag mit Indien. Da die drei Vertragspartner keine sozialistischen Länder sind, haben die Verträge nach sowjetischer Auffassung nicht den Charakter von Verträgen, die auf der Grundlage des sozialistischen Internationalismus beruhen. Sie basieren viel-

---

Ausriss aus der fraglichen Einschätzung zum Vertrag zwischen Bagdad und Moskau von 1972, wie sie der ostdeutsche Geheimdienst in Bonner Regierungskreisen ausspioniert hat. Ostberlin informierte dazu stets auch den Kreml.

Das dritte Beispiel betrifft arabische Sprachentwicklungen und deren Übersetzungen aus Aufrufen zum islamischen Heiligen Krieg im 20. Jahrhundert, vom Sultan Abdülhamid im Ersten Weltkrieg über Jerusalems Mufti Amin al-Husaini im Zweiten Weltkrieg bis Usama bin Ladin und Saddam Husain Ende des Kalten Kriegs. Hier bedarf es der guten Wahl von Translationsarten, wie sie im Kompendium umrissen sind. Denn viele Jihad-Übersetzungen* in den Medien halten dem Vergleich mit ihren arabischen Ursprungstexten nicht stand, so dass eine Willkür in Wortwahl und im Kontext aufscheint. Doch bei dem saudischen und dem irakischen Jihad-Verkünder erlauben heute die Videos, dies mit dem übersetzten Text zu vergleichen.

Wer nach Leipziger Traditionen in der Ära des Kalten Krieges gegenüber Deutsch fragt, findet besser die Eigenheiten heraus, wenn er Willy Sanders neueste Stillehre heranzieht. Der Berner Emeritus für Deutsche Sprache und Germanistische Linguistik ging gleichwohl auf akademische Texte ein. Prüft man dies, so herrschte der hölzerne und substantivierte Stil vor: Knarrende Nominal-Komposita, sperriger Satzbau, viele Hilfsverben, blasse Verben. Kurz, viele der dabei sozialisierten Menschen vermochten sich dieser polit-bürokratischen Formelsprache mit ihrem kollektivistischen Anklang nicht zu entziehen. Noch heute lassen manche Texte auf die Herkunft ihrer Verfasser schließen; wie eben dieser Teilsatz erhellt, denn „Gender-Deutsch“ müsste hier „Verfasserinnen und Verfasser“ lauten. Das ging an einigen ostdeutschen Generationen völlig vorbei. Dies trifft übrigens nicht minder auf die Westdeutschen ostdeutscher Herkunft zu, die vor 1945 ihre Laufbahn begonnen und das typisch orientalistische Wanderleben führten, bei dem sie eher länger im Aus- als im Inland lehrten. Wer zum Beispiel Annemarie Schimmels „Mein west-östliches Leben“ betrachtet, findet bei der Meisterin orientalischer Lyrik-Übersetzungen den kräftigen Verbalstil ohne übertriebene *gender correctness*.

Dennoch weisen sogar ostdeutsch-arabische Übersetzungen viele sprachlichen Merkmale der vergangenen Perioden auf. Ein fruchtbares Feld für sprachwissenschaftliche Analysen, die jene durchführen können, die um den mehrsprachigen Code des Kalten Krieges wissen. Ferner lugt aus vielen Texten die Scheu vor der Subjektivität und dem Ich hervor, wobei man-Konstruktionen alles langatmiger gemacht haben. Als ob es jemals eine vom Standort wie von der Persönlichkeit unabhängige Geistes- und Sozialwissenschaft geben könnte.

Wie sehr es umgekehrt der Fall ist, verraten auch Überschriften vor und nach den Zeiten des Umbruchs. Waren zuvor noch Texte, die sich um scheinbar ferne wie konkrete Fragen der Geschichte Indiens drehten, mit „Im Strom der Epoche“ betitelt, so kamen hinterher Überschriften wie „Von der Geschichte benach-teiligt?“ oder „Zwischen allen Fronten“ auf. Freilich bedurfte es immer des Muts zum Ich. Nun war jenes Unpersönliche sicher keine ostdeutsche Erfindung, sondern ein alter Zopf aus der Gelehrtenwelt. Aber im deutschen Osten ist dieser überfällige Hang noch durch einen „polit-deutschen Dissertationsstil unter besonderer Beachtung der Traditonen vor 1945 und des zentral-mentalen Parteirussisch“ kultiviert worden. Es war das Gegenteil von dem, was Willy Sanders eine „halbpopuläre“ Schreibart nennt. Jene goldene Mitte also zwischen dem filigranem Akademikertum und der schnoddrigen Publizistik, die eine persönliche wie bildhafte Darstellung ist, wie sie einst schon marktgerecht gerade französische und angelsächsische Fachleute meisterlich entwickelt haben. Dafür blieben Ostdeutsche vor den Lawinen an schreienden Anglizismen bewahrt.

Willy Sanders' Werk hat zwei Vorteile: Es ist vergnüglich und kurzweilig. Aber es hat gegenüber vergleichbaren Büchern, darunter Klassikern wie Ludwig Reiners Stilfibel, den kleinen Schönheitsfehler, die dargestellten Regeln der Kunst nicht noch einmal gesondert auszuweisen. Zwar nennt er die Regeln Kernstück einer jeden Lehre, aber er verzichtete darauf, sie auch anschaulich aufzuführen. Damit ließen sich all die unvermeidlichen Moden und Veränderungen im Stil gleichwohl aus einer künftigen Rückschau prägnanter erfassen. Ob nun Texte aus der Fremde, die es zu übersetzen gilt, oder Stil in der eigenen Mundart, viel ist dem Geist der Zeit verhaftet. Ostdeutsche können darüber ein neues Lied singen.

Wolfgang G. Schwanitz

*Jüngst kommen arabische Übersetzungen von Hitlers "Mein Kampf", einst *kifahi*, nunmehr als *jihadi* auf den Markt. So soll dem judenfeindlichen Jihad historischer Rückhalt gegeben werden.

Reproduziert mit freundlicher Genehmigung von *Comparativ*. Die beiden dokumentarischen Illustrationen sind hier bei der Aktualisierung vom August 2007 ergänzt worden.